Wiesbadener Erinnerungen.

Von Ernst Otto Hopp.

1.

Vier Kinder von acht bis fünfzehn Jahren, Eins immer hagerer und blässer als das Andere, dazu ein langer, dünner, alter Bedienter und die gnädige Frau, die auch beinahe wie ein Ausrufungszeichen aussah. Aber sehr vornehm, von sehr hohem Adel, aus sehr guter Familie. Auf den Koffern fand sich ein großartiges Wappen, auch auf den Ledertaschen und in den Taschentüchern Wappen, und das alte Inventar von Diener als Wappenherold. Die fast gespensterhafte Familie fiel unwillkürlich auf. Der Badekommissär flüsterte einem Fremden zu: „Die verwittwete Freifrau v. X., eine sehr distinguirte Familie!" Freilich, das war sie, ihr Adel war wirklich sehr alt und berühmt, Träger dieses Namens hatten die höchsten Stellen im Heere und bei der Verwaltung innegehabt. Sie marschirten immer kerzengerade, in tadelloser Haltung die alte Kastanienallee hinab und hinauf. Die Kinder, es waren ihrer drei Knaben und ein Mädchen, mußten wirklich eine ausgezeichnete Dressur genossen haben; so jung sie waren, man hörte und sah von ihnen nichts Unpassendes oder Muthwilliges.

Sie wohnten in einem der besten Hotels der Badestadt, in der ich im letzten Sommer ein paar Tage verweilte. In der Fremdenliste prangte ihr berühmter Name natürlich obenan. Aber ich sah sie nie an der Table d'hote, auch beim Abendessen auf der Veranda nicht. Ich frug den Wirth, der mit seiner tadellos exquisiten Wäsche und seinem rosigen Plumpuddinggesicht, eine banale Phrase im Munde, auf mich zusteuerte.

„Die Freifrau v. X. wohnt auch hier, Herr Müller?"

„Jawohl, eine sehr distinguirte Familie, eine Nichte des Majoratsherrn Grafen X. und Cousine des Herrn Regierungspräsidenten."

„Aber man sieht sie nie beim Diner oder Souper?"

„Nein, sie speisen privatim," bemerkte Herr Müller und wandte sich mit einer zweiten, wo möglich noch banaleren Phrase meinem Nachbar zu, der Sekt trank. Der Sektkrinker mußte des guten Beispiels halber animirt u. noch zuvorkommender als andere Gäste behandelt werden. Herr Müller ward ganz Achtung und schmunzelnde Ergebenheit und krümmte sich beinahe wie ein Pfropfenzieher ....

Als wir bald darauf beim Täßchen Mokka in der Loggia saßen, kam die Familie wieder anmarschirt und begab sich auf ihre Zimmer. Die Frau hatte eine wahrhaft versteinerte Miene und trug sich sehr einfach, immer in schwarzer Seide. Natürlich, sie trauerte wohl noch. Das kleine Mädchen und die drei Knaben hatten leichte schwarzwollene Anzüge und helle Strohhüte; aber ohne Handschuhe gingen sie auch am heißen Sommertage nicht.

Wie feine, aristokratische Züge hatte doch die gnädige Frau; sie mußte einmal schön gewesen sein. Nur war ihnen ein tiefes Leid aufgeprägt, daneben aber auch eine unnahbare Kühle und Vornehmheit. Nach einer Weile kam der Diener mit einem kleinen Packet und folgte ihnen.

Die Familie interessirte mich. Die fünf Personen sahen wie schwarze Marionetten aus, so ganz ohne Frische und Lebenslust; aber tadellos korrekt!

Gegen Abend stellte ich den Oberkellner und befrug ihn über die Familie.

„Ach die," sagte er wegwerfend und geringschätzig. „Ja, Herr Müller hält sie des Namens halber, der paradirt so hübsch auf der Fremdenliste. Sie bewohnen hoch oben, unter dem Zinkdach, zwei erbärmliche Zimmerchen, in dem einen schlafen die Knaben nebst dem Bedienten, in dem anderen die gnädige Frau und das kleine Freifräulein."

„Sie sind also arm?"

„Bitter arm, schauderhaft arm!"

„Ja, warum gehen sie dann aber in die theure Stadt, gerade nach Wiesbaden?"

„Das will ich Ihnen sagen. Um vierzehn Tage kommt vielleicht der alte Graf, ihr Onkel, der Majoratsherr. Der ist aber auch ein alter Knauser. Er giebt ihnen einen Zehrpfennig und dann verschwinden sie. Sie sind denn doch „im Bade" gewesen und renommiren den ganzen Winter über mit der hiesigen Villeggiatur, mit den schönen Kurkonzerten und mit dem sonnigen Leben am schönen Rhein!"

Der aalglatte und selbstbewußte, gefühlsrohe Mensch lachte verächtlich und ironisch. Natürlich, arme Leute waren ihm völlig unausstehlich, ein wahrer Greuel.

„Die armen Kinder!" fiel ich ein.

Der Oberkellner zuckte die Achseln.

„Haben Sie den Bedienten gesehen, das alte Inventar, das hinter ihnen herkam? Der trägt täglich ein kleines Packetchen hinauf, nur ein kleines Päckchen. Einige Stücke Wurst und ein paar Brödchen, das ist das Mittag, zum Dessert ein Stück Chokolade aus dem Koffer. Die Leute hungern. Sehen Sie sich 'mal die Jungen genauer an, die bekommen nicht satt zu essen."

Der regierende „Ober." wurde abgerufen.

Als ich mich am nächsten Abend einen Augenblick in dem Hotelgarten erging, hörte ich hinter dem chinesischen Pavillon ein Geflüster. Da standen die drei Knaben, die mich nicht bemerkt hatten.

„Axel Eberhard," sagte der jüngste — die Kinder waren, wie es schien, daran gewöhnt, immer zwei Namen zu verwenden, einer, das wäre zu plebejisch gewesen — „ich weiß etwas."

„Was weißt Du, Friedrich Heinrich?" frug der Zweite.

„Ich habe dort hinten, hinter dem Wassergraben, ein Feld mit Rüben entdeckt, und Erbsen sind auch da. Kommst Du mit, Wilhelm Alexander?" Er wandte sich an den mittleren.

„Ich möchte schon," murmelte Wilhelm Alexander, „wenn die Frau Mama es nicht merkte."

„Nein, da weiß ich 'was Besseres," sagte Axel Eberhard. „Einer der Kellner hat mir gesagt, wir könnten durch den Speisesaal gehen, im nächsten Zimmer stehen immer noch die abgelegten Teller, oft sind noch große Stücke Fleisch und Fisch darauf und leckere Bratensauce — er will mir ein Zeichen geben. Da winkt er schon!"

Die drei Knaben verschwanden — eine mitleidige Seele hatte sich ihrer Noth erbarmt.

Ich werde nie die gierigen und hungrigen Gesichter vergessen, mit denen sie an mir vorüber stürzten — zum Abhub ...

2.

Der Herr von Lottinghaus kam schon seit einer Reihe von Jahren in der Saison nach Wiesbaden mit seinem Kammerdiener und einem Groom. Letzterer wäre unnöthig gewesen, denn er hielt sich im Bade keine eigene Equipage; aber mit dem Groom sah es forscher aus. Der Junge wurde zu allerhand kleinen Dienstleistungen verwandt und verlumpte während dieser Zeit völlig. Aber das war dem gnädigen Herrn völlig egal; es war ihm auch egal, daß der Kammerdiener eine immer auffälliger leuchtende Nase bekam. Dieser trank nämlich nie ein Glas Wasser, sondern viel Rothwein, und dazwischen durch noch, um sich zu stärken, einige Cognacs. Auf der Rechnung prangten die Genüsse der Dienerschaft unter der allgemeinen Rubrik „Für die Bedienung" und liefen im Laufe der Wochen zu einer bedenklichen Höhe an. Aber das war dem Herrn von Lottinghaus ebenfalls gleichgiltig; er wußte, es konnte nicht ganz vermieden werden, daß man ihn auf der jährlichen Badereise wie eine Zitrone ausquetschte und beschummelte, er war letzteres aus seiner russischen Heimath gewöhnt und hatte für Wiesbaden seinen ansehnlichen festen Etat. Von Zeit zu Zeit jagte er dann die Lumpen fort und nahm sich neue. Er war schwer reich und hatte in Livland unberührte Fonds von mächtigen Urwäldern.

Herr v. Lottinghaus war nicht mehr jung; er gab sich für einen angehenden Vierziger aus. Wenn er ehrlich war — aber nur gegen sich selber — gestand er seine siebenundvierzig zu. Er war ganz gut auf den Beinen und war immer noch ein halbwegs stattlicher Mann. Das Haar wurde ihm allerdings schon dünn, und Runzeln zeigten sich an der Schläfe; was aber das Schlimmste war, er war so theilnahmlos geworden, ihm war Alles „egal". Es schmeckte ihm nichts mehr so recht; seine Gleichgiltigkeit war mit den Jahren zu einer wahren Krankheit ausgewachsen. Früher war er noch nach Petersburg zur Butterwoche und mehrmals nach Paris gefahren; jetzt beschränkte er sich auf das deutsche Bad und einen kurzen Berliner Aufenthalt. Er dachte oft darüber nach, was nun weiter werden solle. Jünger wurde er nicht, das stand fest, und lebenslustiger auch nicht mehr — oder vielleicht doch, wenn die Richtige kam?

An die Töchter des Landes seiner engeren Heimath wagte er sich nicht heran. Manche hätte den reichen Protzen und Sonderling wohl gern eingefangen, aber er wußte, was seiner da harrte. Ein Leben der Konvention, eine Kette von Etikette, lästigem Zwang und sehr, sehr geringem Behagen. Die Familien hielten in seiner Heimath fest zusammen; auf Meilen war Alles versippt und verschwägert, und das Einerlei des dortigen Lebens widerte ihn an. Er würde mit seiner Frau, das wußte er, zugleich auch einige Dutzend Tanten, Schwäger, Vettern bis in den fünften Grad hinein heirathen. Dann würde sein prachtvolles einsames Waldschloß eine Unterhaltungsanstalt für nothleidende Verwandte, ein Restaurant für die gesammte Familie werden. Das sollte nicht sein, das konnte er nicht aushalten. Lieber hätte er den ganzen Krempel losgeschlagen und wäre in eine ferne Gegend ausgewandert, wo Niemand ihn kannte. Im Vorjahre hatte er in Wiesbaden zwei Damen kennen gelernt, von denen die jüngere, die Tochter, einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Sie hießen Willmann; er nannte sie höflicherweise immer Frau und Fräulein von Willmann, obwohl er wußte, daß sie nicht adelig seien. Das war ihm aber auch ganz egal. Lucie war groß und schlank und blond; ihre Züge waren etwas in's Grobe ausgemeißelt, aber sie war eine imposante Erscheinung und schien still und friedfertig. Für ihn hatte das starke blonde Mädchen etwas Sympathisches, es hatte etwas Harmloses, Unaffektirtes, Beschauliches. Ihre Vergangenheit kannte er nicht und wollte sie auch nicht kennen, sie war ihm völlig egal. Er hatte ja auch seine Vergangenheit und dachte recht philosophisch über die Sünden Anderer. Die Mutter freilich, die paßte ihm nicht; aber die konnte er ja abwimmeln. Sie hatte doch wohl irgend eine Heimath, eine Familienbekanntschaft. Dort wollte er sie in Pension geben, auf ein paar tausend Rubel das Jahr über kam es ihm nicht an, und mehr brauchte sie ja nicht. Lottinghaus hatte eine gewisse Schärfe der Beobachtungsgabe; daß die Damen in seinen Augen „nichts" besaßen, war klar, da machte ihm Niemand ein X für ein U vor. Er wußte auch, daß Lucie nicht mehr so ganz jung war, sie stand sehr in der Fülle der Zwanziger; aber das war ihm ganz recht, die Backfische haßte er, und eine reifere Frau paßte besser zu seinen Jahren und Erfahrungen.

Er hatte den Winter über das Alles nachgedacht und sich seine Zukunft zurechtgelegt. Er wollte sie gar nicht schlecht behandeln, seine zukünftige Frau. Nein, er hatte sogar im verschwiegensten Kämmerchen seiner Brust noch einen ganz kleinen Rest Liebe für seine Zukünftige; aber er sah ein und täuschte sich selber darüber nicht, daß dieser Rest mit den Jahren immer winziger wurde. Die Haushälterinnen, die er sich halten mußte, widerten ihn an, Eine wie Alle. Sie schnappten, stahlen und betrogen sämmtlich; die jüngeren hatten es in anderer Weise auf ihn abgesehen. Das Alles war ihm äußerst fatal, weil er nichts hieran zu ändern im Stande war. Er konnte die Menschen nicht verbessern und hatte auch zu einem Versuch gar keine Lust, der Baron v. Lottinghaus war kein Reformator. Seine Argumente waren hart und nackt, er war gegen sich selber in manchem Punkte unerbittlich streng. Aber warum sollte er nicht noch ein paar Jahre Sonnenschein genießen? War es denn nicht möglich, daß sie ihn erträglich fand und sich an ihn gewöhnte? Vielleicht teilte da auch noch bei ihr etwas Neigung hervor, mit der Zeit, ganz langsam. Sie hatte etwas Zuthunliches, gerade das, was seinem Leben fehlte.

Bis jetzt war nichts Bindendes gesagt worden. Er wußte aber, daß die Damen sich schon an seine Begleitung, an seine kleinen Aufmerksamkeiten gewöhnt hatten. Sie hatten angefangen, ihn als guten Bekannten zu betrachten, und er mußte gestehen, die ruhige Freundlichkeit, die unauffällige kleine Bevorzugung, die sie ihm zutheil werden ließen, gefiel ihm. Er war doch eigentlich ein recht einsamer Mensch und nicht schlechter als viele Andere. Er that nichts Böses oder Ungehöriges. Er aß und trank wie sie Alle, ließ die Konzerte über sich ergehen, ging oder fuhr spazieren, bezahlte, was recht war, gab auch an Arme, wenn ihn Jemand darum ersuchte, kurz, er war ein reiner Musterbadegast.

Unter solchen Gedanken ging er an einem Spätsommertag in's Nerothal hinein. Er hatte den Wagen halten lassen und wollte sich eine Motion machen, um Appetit für das Diner zu bekommen. Fast ohne aufzusehen, schritt er dahin, an dem Kiosk vorbei. Dicht unter demselben stand im Gebüsch eine Rasenbank und auf ihr saß Fräulein Lucie, ohne ihre Mutter und doch nicht allein. Neben ihr fand sich ein junger Mann mit einem etwas knöchernen, harten Gesicht, der sehr ungenirt that. Er hatte Lucies Hände erfaßt, und nun legte er gar seinen Arm um ihre volle Gestalt. Sie war anscheinend gar nicht erschrocken und sah gleichmüthig wie immer aus.

Er hätte fortgehen sollen, es ziemte ihm nicht, den Spion und Lauscher zu spielen. Aber andererseits, da er so kurz vor einer Entscheidung stand, konnte man es ihm nicht verdenken, daß er neugierig war, zu erfahren, was für ein Verhältniß Lucie habe. Sie hatte keinerlei Andeutungen gemacht, im Gegentheil, beide Damen hatten immer eifrig behauptet, daß sie durchaus keinen Anhang in Wiesbaden hätten, nur die oberflächlichen Badebekanntschaften. Dies sah aber doch nach mehr aus, er wußte, die Damen waren in ihren Lebensgewohnheiten und Aeußerungen recht vorsichtig — war da doch noch ein Verwandter oder gar ein Liebhaber aufgetaucht?

Den Baron störte nichts in seiner Aufpasserei. Der Wind fuhr zeitweise durch das Gezweig, daß es knisterte und rauschte; die beiden unter ihm Sitzenden hätten aufstehen müssen, um ihn sehen zu können; er war völlig gedeckt und konnte jede Silbe ihrer Unterhaltung deutlich vernehmen.

„Und wo willst Du nun hin, Willy?" sagte sie, „Du hast mir noch nichts von Deinen Zukunftsplänen erzählt."

Der junge Mann lachte schneidend auf.

„Zukunftspläne?" wiederholte er ironisch. „Lauter dummes Zeug, Lucie. Wenn ich viel Geld hätte, würde ich nach England und Amerika gehen, um noch ein bischen zu lernen und dann noch weit mehr Geld zu verdienen. Das Ingenieurfach ist in meiner Branche Nichts — oder Alles. Bei mir ist es nichts, denn mir fehlt es am „money", und unterdeß werden wir alt und kalt, und jede Aussicht schwindet. Willst Du mit nach Brüssel kommen und mit mir hungern? Aber Deine Mutter will nicht, das thut sie nie."

„Ich will auch nicht," sagte sie nachdenklich, „nein, es hat keinen Sinn, Willy, Du kannst mich bei Deinem Gehalt nicht erhalten, es soll nun einmal nicht sein. Ach, ich bin es so müde, mit Mutter durch die Bäder zu schweifen und zu schauspielern, damit ich verschachert werden kann; denn weiter ist es doch nichts, und jedes Jahr wird es unwahrscheinlicher. Ich bin auch der Armuth so müde — Willy, ich werde den Russen heirathen."

„Weib," sagte er schroff, „es ist unmöglich, Du kannst nur Einen lieben, und das bin ich."

Sie nickte. „Ich weiß es, Willy," versetzte sie, „aber was willst Du hindernd vor mein bischen Zukunft treten, da Du mir doch keine Aussicht bieten kannst?"

„Findest Du denn den alten Mann, den Russen, erträglich?"

Sie lachte auf.

„Erspare mir die Antwort, Willy. Aber ich will herrschen und in Glanz und Pracht leben. Im nächsten Jahre kommst Du — Du kannst ja als mein Stiefbruder erscheinen, das klingt ganz unverfänglich, ich will das schon einfädeln und Dich mit Geld versehen — und der Russe soll nach meiner Pfeife tanzen ... vielleicht kommt dann noch einmal ein Tag der Erlösung von den Ketten, so oder so ..."

Fräulein Lucie Willmann sah in diesem Augenblick keineswegs mehr lammfromm aus, eher gefährlich, und Willy blickte sie bewundernd und entzückt an.

Oben knackte ein Zweig. Beide blickten hinauf. Aber der Russe war schon verschwunden, als Willy aufstand.

„Es ist nichts," sagte er, „doch komm', wir wollen gehen."

„Wir werden einen andern Weg einschlagen," versetzte Fräulein Lucie, „manchmal treibt der Teufel sein Spiel, der Russe könnte uns zusammen sehen und Verdacht schöpfen — nur heute nicht, Du kamst gerade zur unrechten Zeit."

„Ich gehe direkt auf den Bahnhof und bin heute Abend noch in Köln," sagte er.

Als Lucie nach einer Stunde heimkehrte, fand sie die Mutter in nervösem Weinen auf dem Sofa liegend. „Was ist Dir?" frug sie erschrocken.

„Da lies — vor ein paar Minuten brachte es der Groom."

Eine Karte, auf der die lakonischen Worte standen: „Dringende Geschäfte haben mich plötzlich abberufen. Ich halte mich den Damen empfohlen. Freiherr Ottomar v. Lottinghaus."

Der Russe hatte sich mit möglichster Beschleunigung, zerknirscht und wüthend, entfernt und saß bereits in einem Coupe erster Klasse nach Frankfurt. Er wird sich wohl als menschenscheuer Sonderling und Weiberfeind in seine Wälder verkrochen haben. Nach Wiesbaden kehrte er nie wieder zurück.

Und Willy und die Willmanns? Verschollen ... Der Wind treibt die welken Blätter zu Thal, unterweilen aber auch die grünen.

Die Uhr.

Von Stefan Szomahazy.

Eines Abends, vor einigen Jahren, war Lajos Molnar, ein junger Bank-Beamter, im Begriff, seine Stammkneipe zu verlassen.

Als er durch das schon menschenleere Lokal schritt, traf heftiger Wortwechsel sein Ohr. Er sah sich um und erblickte vor dem Buffet einen alten Mann, der sich mit den Kellnern in lebhaftem Gespräch befand. Er wurde neugierig und begann die Gruppe zu beobachten.

Der alte Mann trug einen fadenscheinigen Salonrock. Zwischen seinen Händen drehte er verlegen einen abgetragenen Hut.

Der Buffetier brüllte ihn an: „Oho! die Sache kennen wir schon!"

Der alte, aufgeregte Mann sprach mit zitternder Stimme: „Auf mein Ehrenwort, heute Abend habe ich den Gulden noch besessen. Ich habe ihn hierher in meine Westentasche gesteckt. Entweder habe ich ihn verloren oder man hat ihn mir gestohlen. Aber, bei Gott! ich wollte Sie nicht betrügen."

Ein rothhaariger Kellner schrie ihn an: „Lirum larum! etwas Neues, Alter, dieses Märchen haben Sie wohl schon hergesagt, so oft Sie freies Abendbrot essen wollten? Wir werden Ihren Rock hier behalten."

Der Piccolo lief diensteifrig herbei und grinste: „Darf ich, Onkelchen, Ihnen bei dem Ablegen der Garderobe behülflich sein?"

Der Alte stotterte verlegen: „Sie werden mir doch nicht meinen Rock wegnehmen ..."

Molnar, der bis jetzt der Scene wortlos zugesehen hatte, trat an die Gruppe heran. „Was ist denn hier los?"

Der rothe Kellner verbeugte sich höflich. „Nichts, Ew. Gnaden! Dieser alte Lump will sein Abendessen nicht bezahlen. Er hat einen Braten und Käse bestellt, und jetzt behauptet er, er hätte seinen Gulden verloren. Solche Ausrede ist ja sehr billig."

„Was macht die Zeche aus?"

„Zweiundsiebzig Kreuzer!"

Molnar — es war am Ende des Monats — griff nach einigem Zögern in die Tasche. „Hier, das Geld, und den Alten lassen Sie nun zufrieden." Damit klappte er seinen Rockkragen in die Höhe und entfernte sich.

An der Straßenecke hatte ihn der alte Mann eingeholt und sprach ihn mit keuchender Stimme an: „Gnädiger Herr! Sie sind der Erste, der mir in meinem Leben Gutes erwiesen hat. Man hat mich bis jetzt wie einen Hund hin und her gestoßen ... Aber davon will ich jetzt nicht reden. Sie haben sich in mir nicht geirrt, ich bin ein ehrlicher Mensch. Gott ist mein Zeuge, daß ich heute Abend den Gulden noch besaß."

„Gut, gut," versetzte ungeduldig der gutherzige Molnar, „die Sache ist nun für mich erledigt."

„Nie werde ich Ihnen vergessen, was Sie für mich gethan! Wären Sie nicht dort gewesen, so hätte ich mich gewiß ohne meinen Rock aus dem Lokale entfernen müssen, und diese Schande hätte ich nicht überleben können."

„Aber, ich bitte Sie," sprach Molnar, ihn beruhigend. „Es war ja eine Lappalie. Wie oft giebt man in meinem Alter einen Gulden für eine weiße Nelke und für noch überflüssigere Sachen aus."

Der Alte schlenderte weiter an seiner Seite wie ein zitternder Hund, den ein gutmüthiger Thierfreund aus den Händen böser Gassenjungen erlöst hat.

Als sie bei dem Thore des von Molnar bewohnten Hauses angelangt waren, begann der alte Mann: „Wie glücklich wäre ich, könnte ich Ihnen einen Gegendienst erweisen. Ein Geschenk kann ich Ihnen nicht geben, denn leider bin ich kein verkleideter Prinz. Aber ich habe etwas für Sie, das Ihnen im Leben noch viel Nutzen bringen dürfte."

„Was denn?!"

„Einen Rath. Einen merkwürdigen Rath, den Sie vielleicht gar für dumm halten werden."

„Und das wäre?"

„Hören Sie mich an und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen jetzt sagen werde. Während meines langen Lebens habe ich viel erfahren und viel gesehen. Könnte ich noch einmal so jung sein, wie Sie es sind, ich könnte, denke ich, Alles, was ich wollte, erreichen ... Nun ist es für mich zu spät, ich habe mit dem Leben abgeschlossen. Zum Tausch für Ihre Güte werde ich Ihnen eine Idee mittheilen, eine Idee, mit welcher Sie Carriere machen können."

Molnar blickte neugierig auf den alten Mann. „Worin besteht diese Idee?!"

„Vielleicht werden Sie mich auslachen, aber folgen Sie meinem Rath, wenn Sie Ihr Glück machen wollen. **Schieben** Sie den kleinen Zeiger Ihres Chronometers um eine volle Stunde vor."

Molnar sah ihn verdutzt an.

„Meine Taschenuhr um eine Stunde?"

„Ja! um sechzig Minuten. Der Zeiger soll stets um eine römische Zahl voran sein. Um Punkt acht Uhr muß er bereits auf der 9 stehen. Und von dieser Stunde ab müssen Sie so hangeln und Alles so einrichten, als wenn Ihre Uhr die richtige Zeit zeigte."

„Und das wäre das Geheimniß des Glückes?" fragte Molnar verblüfft.

Der Alte nickte ernst mit dem Kopf. „Ja! ... Wenn Sie aufpassen, so werden Sie Alles das, was Sie nun wollen, erreichen. Namen, Stellung, Vermögen. Sie sind der Einzige, der von dieser Idee unterrichtet ist ... Gute Nacht!" Er schüttelte Molnar kräftig die Hand, und im nächsten Moment war er schon in einer Seitengasse verschwunden.

Als Molnar zu Bett gehen wollte und seine Uhr auf den Nachttisch niederlegte, wurde er nachdenklich. „Ach, Dummheiten! Der Alte will mich mit seiner Idee zum Narren halten .... Doch sollte hinter diesem unscheinbaren Rath eine kabbalistische Weisheit stecken? — Meinetwegen! Ein unschuldiger Versuch kann nichts schaden. Sehen wir! Dieses alte Werk zeigt jetzt zwölf Uhr fünfzehn Minuten. Nun stelle ich es auf eineinviertel, wie es der räthselhafte Fremde gewünscht hatte."

Er schob die Zeiger vor und schlief auch, ohne über die Angelegenheit weiter nachzudenken, bald ein.

* * *

„Holla!" rief er erschrocken auf. „Es ist bereits acht Uhr, und ich muß um neun Uhr in der Bank sein."

Er schlüpfte schnell in seine Kleider, stürzte den Kaffee herunter und rannte in's Bureau.

Als er dort angelangt war, sah er mit Staunen, daß die Diener noch mit Staubwischen und Reinemachen beschäftigt waren.

„Haben denn die Bureaustunden noch nicht begonnen?" fragte er überrascht.

Die Diener sahen ihn verwundert an. „Gewiß nicht, in dem Moment hat es draußen acht Uhr geschlagen."

„Acht Uhr!" Da fiel ihm plötzlich der mystische Alte ein, auf dessen Rath er die Zeiger seiner Uhr um eine Stunde vorgestellt hatte.

Nun begann er den wahren Sinn dieses Rathes zu erfassen.

Um die Zeit bis neun Uhr todtzuschlagen, nahm er die Zeitungen in die Hand.

Kaum hatte er den Leitartikel begonnen, als ein Diener neugierig in das Zimmer blickte. „Es trifft sich sehr gut, daß Sie hier sind, der Herr Generaldirektor wünscht dringend einen von den Herren."

Molnar eilte zum Direktor, der, da bald die Generalversammlung abgehalten werden sollte, schon seit der frühen Morgenstunde in seinem Zimmer arbeitete. Er sah freundlich auf den eintretenden Molnar.

„Recht brav, daß Sie so fleißig sind — heute bedarf ich dringend Jemand, dem ich den Vertrag mit der Eisenbahngesellschaft in die Feder diktieren könnte. Trinken Sie zunächst einen Cognac und stecken Sie sich eine Cigarre an.

Den ganzen Vormittag hatte er ihn beschäftigt.

Und als am Nachmittag sein Sekretär sich meldete, da rief er ihm schon von Weitem zu: „Mir wäre es lieber, wenn ich die Arbeit mit demselben Herrn, den ich bereits am Vormittag beschäftigt hatte, beenden könnte."

Von diesem Tage ab war Molnar der ausgesprochene Liebling des Generaldirektors.

Als der Vorsteher des Korrespondenzbureaus zum Chef einer Filiale ernannt wurde, da hatte man an seine Stelle, auf den Vorschlag des Generaldirektors hin, Molnar eingesetzt, und als einer der Prokuristen zum Direktor gewählt wurde, da erhielt Molnar die Prokura.

Der neue Prokurist trug nicht mehr die alte Nickeluhr in der Westentasche. Aber als er sich eine goldene angeschafft hatte, da war es seine erste Sache gewesen, die Zeiger um eine Stunde vorzuschieben. Hier und da hatte ihm die absichtlich vorgerückte Uhr auch Unannehmlichkeiten verursacht, aber viel Angenehmes hatte er dafür in den Tausch genommen.

Als er sich mit der Tochter des steinreichen Siemens verlobt hatte, da sprach sein zukünftiger Schwiegervater mit dem größten Respekt von ihm. „Nicht allein durch sein Talent, sondern auch durch seine gewissenhafte Pünktlichkeit imponiert mir der junge Mann."

Molnar stieg von Stufe zu Stufe und in diesem Jahre wurde er Generaldirektor der Centralbank. Jetzt verfügt er über Tausende Gulden jährlicher Einnahmen und hat die schönste Frau in Budapest zur Gattin. Wenn er gefragt wird, wer seine Protektoren waren, dann nimmt er nicht ohne Rührung seine Taschenuhr vor und weist auf den kleinen Zeiger hin.

Nach dm räthselhaften armen Mann sucht er noch heute vergeblich. Der ist gewiß im Gewühl der Großstadt elend untergegangen.

De Perpentikel.

Ol Mutter Prahl weur ganz verzagt,
Er Uhr wull mich mehr gan,
De leup nu meist all foftig Jahr,
Mit een mal bleev se stan.
De ole Perpentell hung
Ganz still und stif hendal,
Un stott sie em ok teinmal an,
'T weur alles ganz egal,
Denn sä he heugstens „tick" und „tack"
As eener de woll will,
De't aber nich vollbringen kann,
Un endlich stunn he still.
De Olsch de schüttel mit'n Kopp
Un sä ganz argerlich:
„Mut doch na'n Uhrenmaker hen,
Ick selber krieg em nich
In'n Gang, un ehr ick an de Klock
Mi wat verdarben do,
Gef ick den Uhrenmaker en
Paar Sülbergroschen to."
Gesegt, gedan, bald weur se da
Und sä: „Min beste Mann,
Min scheune Uhr will nich mehr gan,
Wie geit dat eenmal an?
Sehn S' hier, düss' Perpentikel hangt
Ganz still dal an de Wand."
Un drückt den Perpentikel den
Uhr'maker in de Hand.
Dat ole Dings dat will dorchut
Nich hen un her marschir'n,
Ick mug Se bitten, dat Se mi
Dat Dings mal reparir'n."
De Uhrenmaker meen: „Jawohl
Madam dat sall geschehn,
Denn aber laten Se mi de
Ol Klock man erst mal sehn."
„De Klock?! O, jonich", seggt de Olsch,
„De hangt noch an de Wand,
Von de da holl ick vel to vel,
Ick gef s' nich ut de Hand,
Ne jonich", seggt se, „helpen S' mi
Man so rut ut de Noth,
De Perpentikel steit blos still,
De Uhr geit sünst ganz got."

Gesund vorr die Lungen.

Einen anmuthigen Zwischenfall weiß der Berliner Plauderer der „Hamburger Nachrichten" von dem Wohlthätigkeitsfest zu erzählen, welches jüngst im Wintergarten zum Besten der Lungenheilstätten stattfand. Der gute Ton will es bekanntlich, daß der Besucher bei derlei Gelegenheiten eine Scheibe Lachs oder Rehrücken mindestens mit einem Goldstück bezahlt, weil die Gräfin B. oder die Geheimräthin M. die Spenderin ist. An einem der Büffets wurde mir — so schreibt der betreffende Feuilletonist — im Vorübergehen ein reizendes Bild. Da stand eine blutjunge, blonde Offiziersfrau, die Gräfin S., und reichte soeben einem Herrn von etwas exotischem Typus einen Teller mit Kaviar. Er legte mit dankender Verbeugung einen zusammengefalteten Hundertmarkschein in die schöne Hand der Geberin. „Ich kann aber nicht herausgeben," sagte die kleine Gräfin, die wohl zum ersten Male einem solchen Feste des Wohlthuns beiwohnte, und erröthete hold. Der exotische Herr machte ein sehr verwundertes Gesicht. „Nrrrausgebbe?" schnarrte er, „non — behalte — vorr die Lungen" ... Nun wurde die kleine Gräfin dunkelroth, und der exotische Herr strich sich schmunzelnd den schwarzen Schnurrbart. Den zweiten Hundertmarkschein nahm die Gräfin aber schon mit erhöhter Tapferkeit des Wohlthuns in Empfang und mit gleichgültiger Miene. Man gewöhnt sich eben an Alles, auch an die Hundertmarkscheine.

— Höchste Heuchelei. Erster Student: „Das heißt, Du liegst jetzt aber auch den ganzen Tag in der Kneipe." — Zweiter Student: „Na ja, was soll man denn machen. Bei mir zu Hause ist doch die — Wasserleitung eingefroren!"

— Gnädige: „Da finde ich eben durch Zufall in Ihrem Koffer eins von meinen Hemden, wie kommt denn das da hinein?" — Mädchen: „Ne, det is doch nich zu globen, jetzt darf man noch nicht mal seinen Koffer mehr ufflassen, gleich werden eenem fremde Sachen neingelegt, na ick soll blos Eenen dabei erwischen."